

Mitternachtsspaziergang

Marga griff nach ihrem dunkelblauen Wintermantel. Er war schwer, als sie ihn vom Bügel nahm, schwerer als er sein dürfte, wenn man bedachte, wie dünn er war, viel zu dünn für diese Jahreszeit. Selma hatte ihn früher getragen und ihn ihr geschenkt, als sie seiner überdrüssig geworden war. Er war noch so gut wie neu gewesen damals, zu schade, um ihn in einen dieser Kleidercontainer zu werfen. Also hatte ihn Marga genommen. Auch wenn er eigentlich nicht warm genug war für den Winter, sie froh ja so leicht. Aber sie trug ihn trotzdem, weil es ein guter Mantel war, ein teurer – und weil Selma ihn so gerne an ihr sah.

Der Mantel schien sie in die Knie zwingen zu wollen. Was war nur los? Ja, sie war müde, unendlich müde. Wie gerne hätte sie sich ins Bett gelegt, geschlafen, den Moment des Übertritts in das neue Jahr einfach verschlafen. Doch Selma wollte hinaus, wollte hinunter zum Rhein, um das Feuerwerk zu sehen. Das hatten sie immer so gemacht. Seit Marga denken konnte, hatten sie das neue Jahr am Rhein begrüßt – früher mit den Eltern, dann mit der Mutter und schließlich nur noch sie beide. Selma im Rollstuhl und sie dahinter. In den letzten Jahren hatte es sie allerdings immer mehr Überwindung gekostet, kurz vor Mitternacht hinaus in die Kälte zu gehen, den Rollstuhl mit ihrer Schwester über das Kopfsteinpflaster zu schieben und dann am Rhein zu stehen, in eisiger Kälte, und auf den Moment zu warten, an dem die ersten Raketen den Himmel über dem Deutzer Ufer erleuchteten. Selma liebte diesen Moment. Früher hatte sie gejauchzt und gelacht, irgendwann war nur noch ein kleines Lächeln übrig geblieben, das ihre schmalen Lippen umspielte. Um dieses Lächelns Willen zwang sich Marga jetzt, die Schwere in den Beinen zu ignorieren, das schmerzende Kreuz zu vergessen und den Fellmantel ihrer Schwester aus dem Schrank zu holen, zusammen mit den gefütterten Schuhen, der warmen Mütze, dem weichen Schal.

Selma saß im Wohnzimmer in ihrem Rollstuhl und starrte aus dem Fenster in die noch dunkle letzte Nacht des alten Jahres. Als Marga ins Zimmer trat, wandte sie sich abrupt um. „Was hat das denn so lange gedauert?“, fragte sie ungehalten. „Wir kommen noch zu spät!“

Marga antwortete nicht. Sie trat auf die Schwester zu und zog ihr die Schuhe an. Während sie die Schnürsenkel band, schloss sie die Augen, um ein wenig Kraft für die nächsten Handgriffe zu schöpfen. Der Mantel, der Schal, die Mütze.

„Pass doch auf, du ruinierst mir die Frisur! Lass die Mütze weg!“, schimpfte Selma und schlug die Hand der Schwester beiseite. Die Mütze fiel zu Boden.

„Aber es ist eiskalt draußen. Du kannst nicht ohne Kopfbedeckung zum Rhein.“

„Und wie ich das kann!“

„Aber...“

„Ich ziehe nichts auf den Kopf! Jetzt lass mich in Ruhe!“ Selma kniff die Lippen fest zusammen und rollte zur Wohnungstür. Marga hob die Mütze auf und legte sie auf den Tisch. Jetzt war es besser zu schweigen, das wusste sie. Gegen Selmas Willen konnte sie ihr die Mütze nicht aufsetzen. Gegen den Willen ihrer Schwester konnte sie gar nichts tun. Sie hatte längst aufgehört, das zu versuchen. So wie sie auch längst aufgehört hatte, Schmerz zu empfinden, Traurigkeit oder Wut. Diese Gefühle waren irgendwann abhandengekommen, genau wie alles andere auch. Freunde. Lachen. Liebe. Mitgefühl.

Eines jedoch war geblieben. Verantwortung. Wer, wenn nicht sie, hätte für ihre Zwillingschwester sorgen sollen? Es gab ja niemanden mehr, der das tun konnte. Niemand wusste mit Selmas Launen, ihrem starken Willen, ihren Wutanfällen umzugehen, außer ihr. Sie hatte es ja erlebt, mehr als einmal. Wie sie nach der Pflegerin geschlagen hatte, als die ihr das Essen beim Füttern zu heiß in den Mund geschoben hatte. Die Putzfrau aus dem Haus gejagt hatte, weil sie Teile ihrer Puppensammlung beim Abstauben um wenige Millimeter verrückt hatte, oder die freundlichen Helfer beim Besteigen der Straßenbahn beschimpfte, wenn sie den Rollstuhl an der falschen Stelle anhob. Niemand machte das lange mit. Aber sie, Marga, war verantwortlich für ihre Schwester. Auch wenn es Kraft kostete, viel Kraft. So wie heute.

Für eine Silvesternacht waren sehr wenige Menschen auf der Straße. Der schneidende Wind pfiff um die Häuser und zerrte an Selmas rotem Haar. Am Vormittag hatte es noch geregnet. Die Pfützen waren jetzt zu blanken Eisflächen gefroren, in denen sich die Lichter der Straßenlaternen spiegelten. Kein Wunder, dass die Leute im Warmen blieben, zuhause oder in den Kneipen und Gaststätten, aus denen fröhliches Gelächter und Musik drang. Trotz der körperlichen Anstrengung bohrte sich die Kälte der Nacht wie tausend spitze Eisnadeln unter Margas Haut, betäubte ihren Körper, besetzte jede einzelne Zelle und kroch durch ihre Adern bis tief in ihr müdes Herz.

Als sie endlich am Rhein angekommen waren, spürte Marga nichts mehr. Weder die Hände und Füße, noch die Beine, auch nicht die Arme oder das Gesicht. Am allerwenigsten spürte sie sich selbst.

„Marga? Marga!“

Wie durch Watte drangen Selmas Rufe in ihr betäubtes Bewusstsein. Was wollte sie denn jetzt noch von ihr? Begriff sie nicht, dass es Marga nicht mehr gab? Dass nur noch eine zu Eis gefrorene Hülle den Rollstuhl schob?

„Ich will näher ran, ich will das Wasser sehen“, rief Selma in den pfeifenden Wind.

„Da drüben, die Anlegestelle ist auf, fahr mich da drüben hin!“

Tatsächlich. Irgendjemand hatte die Absperrung zu einer der Anlegestellen für die Ausflugschiffe offenstehen lassen. Oder aufgebrochen. Wer wusste das schon.

Gehorsam schob Marga den Rollstuhl durch das geöffnete Tor. Nun standen sie auf der eisernen Plattform, die über eine Gangway hinunter zu der schwimmenden Anlege-Insel führte. Unter ihnen schimmerte das Rheinwasser, dunkel und bedrohlich, wie flüssiges Blei.

In diesem Moment erhellte am gegenüberliegenden Ufer die erste Leuchtrakete den nachtschwarzen Himmel. Das Jahr war zu Ende.

Während Marga den Rollstuhl noch ein klein wenig weiter vorschob, explodierten Silvesterkracher überall in der Stadt und übertönten das Pfeifen des eisigen Windes. Den kleinen Widerstand der Bodenschwelle, der die Plattform von der Gangway trennte, spürte Marga nicht, als sie den Rollstuhl darüber hinwegschob. Sie sah nur wie die strahlenden Leuchtkugeln, die vor ihr in den Himmel jagten, in unzählige glitzernde Lichtpunkte zerbarsten und als schillernder Funkenregen auf den Fluss herabtanzen. Sie hörte auch den entsetzten Aufschrei ihrer Schwester nicht, als sie die Griffe des Rollstuhls losließ und dieser zunächst langsam und dann immer schneller die Gangway hinabrollte, dem eilig dahinziehenden Fluss entgegen. Sie verspürte nur das ekstatische Gefühl der Freiheit, als der Rollstuhl mit ihrer Schwester im hellen Schein des Feuerwerks über den Rand der Anlegeplattform kippte und in den tödlichen Fluten verschwand.

Erst als das ohrenbetäubende Knallen und Zischen der Raketen verstummt war, wandte sie sich zum Gehen. Ein neues Jahr hatte begonnen.